

Enttäuschungen die Heimfahrt angetreten haben. Bei einer realistischen Einschätzung der gegenwärtigen Welt-ernährungslage konnten keine anderen Resultate erwartet werden. Der Spielraum der hochentwickelten Länder für zusätzliche finanzielle Leistungen ist gering; die Aufforderung an sie, angesichts der prekären Welternährungssituation nun ihre Agrarproduktion auszudehnen, ist ökonomisch nicht ungefährlich, insbesondere für die Europäische Gemeinschaft mit ihrem System der Marktordnungen. Die Ölländer gewinnen erst allmählich Einsichten, daß ihnen eine neue Rolle in der jetzt viergeteilten Welt (West, Ost, Entwicklungsländer mit und ohne Rohstoffe/ Erdöl) zugefallen ist, und daß sie diese Verantwortung konkretisieren müssen. Den Entwicklungsländern ist wie-

der einmal deutlich geworden, wie *unterschiedlich* die ökonomischen Interessenlagen bei *gleichen politischen* Zielformulierungen sind. — So betrachtet war Rom für alle ein „Lernprozeß“; bliebe nur noch die Frage, ob auch für die Veranstalter des Welternährungskongresses, die UN-Vollversammlung: Entscheidungen für das Überleben der Menschheit werden nicht auf Mammutkonferenzen getroffen; allenfalls können die Probleme in ihrer Komplexität und Differenzierung erfaßt werden. Lösungen sind harten Verhandlungen in kleinerem Zuschnitt vorbehalten. „Erträge“ der Welternährungskonferenz werden daher erst im Laufe des kommenden Jahres erwartet werden können.

Theodor Dams

Themen und Meinungen im Blickpunkt

Märtyrer des Regimes, Tragödie der Kirche

Zu den Erinnerungen von Kardinal Mindszenty

Die Memoiren von Kardinal Mindszenty (Erinnerungen, Propyläen Verlag, Berlin/Frankfurt a. M., 440 Seiten, 38.— DM) haben im deutschen Sprachraum bereits vor ihrer Publikation hohe publizistische Wellen geschlagen. Das war zu erwarten und aus der aktuellen Konjunktur vatikanischer Ostpolitik heraus auch verständlich, denn die Absetzung des Kardinals durch Papst Paul VI. im März dieses Jahres führte zu einer breiten Solidarisierung mit dem einstigen ungarischen Primas. Da durch emotionale Reaktionen, wie sie mit dem Erscheinen der Memoiren verbunden waren, stets die Gefahr der politischen Instrumentalisierung seitens derer gegeben ist, die kirchliche Vorgänge für ihre politischen Zwecke und Weltanschauungen nutzen wollen, dürfte es einer ausgeglichenen Information dienen, wenn die Memoiren hier weniger im Blick auf die heutige vatikanische Ostpolitik als aus der Situation der ungarischen Kirche nach 1945 und heute gelesen und dargestellt werden.

Die Spannung, mit der die Memoiren des ehemaligen Fürstprimas von Ungarn, József Kardinal Mindszenty, erwartet wurden, erweist im vollen Umfang ihre Berechtigung.

Das Buch des jetzt bald 83jährigen Kardinals behandelt kurz seine Jugend (13—15), seine erste Tätigkeit als Vikar und Religionslehrer 1915—19, die erste Verhaftung

1919 (15—20) und chronologisch seine Laufbahn. Mit 27 Jahren wird er Stadtpfarrer in der kleinen Provinzstadt Zalaegerszeg und bleibt 25 Jahre in diesem Amt (21—29). Am 4. März 1944, mit 52 Jahren, folgt seine überraschende Ernennung zum Bischof von Veszprém (28—30), bald darauf, im Oktober 1944, durch die ungarischen Faschisten verhaftet (36—43) und im April 1945 durch die Rote Armee „befreit“ (oder wie er sagt, „nicht befreit, sondern von den flüchtenden Polizisten einfach hier zurückgelassen“) (47). So erlebt er die Verwüstungen des Krieges (47 bis 58). Am 15. September 1945 wird er, noch kaum dem Pfarramt entwachsen, zum Erzbischof von Esztergom (Gran) — und damit zum Fürstprimas von Ungarn — und bald darauf zum Kardinal ernannt (59—69). Und hier mit 53 Jahren „beginnt sein Leben“.

Er steht auf dem höchsten Posten des Landes und beginnt seinen Kampf für die Rechte der Kirche gegen die Säkularisierungsbestrebungen der Republik und gegen die Kommunisten (69—195). Am zweiten Weihnachtstag 1948 wird er verhaftet (199—201) und in die berüchtigten Folterkammern der Andrásystraße 60 nach Budapest gebracht (201). Dort wird er 30 Tage lang gefoltert, geprügelt und schließlich mit Drogen und gefälschten Dokumenten für den Schauprozeß vorbereitet, der am 3. Februar 1949 beginnt (203—243) und 5 Tage dauert (243

bis 267). Am 8. Februar 1949 wird er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Danach folgen die 8 Gefängnisjahre an verschiedenen Orten des Landes (271—336). Am 30. Oktober 1956 wird er durch die aufständische ungarische Armee befreit (336 bis 341) und kehrt nach Budapest zurück (341—344). Am 3. November 1956 hielt er seine berühmte Rede im Radio (359—363). Noch in der Nacht greift die Rote Armee Budapest an, und kurz darauf flüchtet er in die amerikanische Botschaft, wo ihm Asyl gewährt wird (364—365). Dort lebt er 15 Jahre lang in Abgeschiedenheit inmitten der Hauptstadt bis 1971 (365—400). Nach mehrmaliger Weigerung verläßt er die Botschaft, wo er offensichtlich „unerwünschter Gast“ Nixons geworden ist (397—398), und Ungarn am 28. September 1971 und fährt ins Exil (400).

Nach kurzem Romaufenthalt (401—402) bezieht er seine Exilwohnung im ehemaligen ungarischen Priesterseminar „Pazmaneum“ in Wien (402) und beginnt seine Tätigkeit mit Besuchen der ungarischen Kolonien in der ganzen Welt (404—413). Der Versuch des Vatikans, den Primas mundtot zu machen, mißlingt (404). Schließlich, nach mehrmaliger Weigerung, freiwillig abzdanken (410 bis 411), setzt ihn der Papst, entgegen seinem Versprechen (vgl. 402), am 5. Februar 1974 als Erzbischof von Esztergom und Primas von Ungarn ab (411). Die ungarische Regierung rehabilitiert ihn nicht. Sein Erzbischofssitz ist gegenwärtig noch unbesetzt. Der Ausersehene war der Priester, der 1944 mit dem Primas freiwillig im faschistischen Gefängnis blieb (vgl. 43), *László Lékey*, derzeitiger Apostolischer Administrator von Esztergom.

Manche werden allerdings bedauern, daß gewisse Teile des Buches, etwa die Zeit um und nach 1956, viel zu kurz geraten sind und kaum Einblick in die Geschehnisse gewähren und darum an mangelnder aktueller Anwendbarkeit zu leiden haben.

Dies ist freilich nicht zufällig. Für den Verfasser ist die Geschichte des Kommunismus in Ungarn seit 1945 bis heute eine einheitliche absteigende Kontinuität. Kommunist ist Kommunist, ob er Rákosi oder Kádár heißt, und wenn er Gutes aufzuweisen hätte, wie Imre Nagy, dann ist er eben kein Kommunist mehr (S. 365). Mit diesem Gedankengang, dessen Vater weniger die wechselnde Realität, als das eigene definitive Weltbild ist, kommt der Verfasser dem ideologisch-politischen Bedürfnis mancher Leser entgegen, die das Buch zweifellos mit großer Genugtuung aufnehmen werden. Was sie schon immer, aber mit immer weniger Resonanz sagten, bestätigt ihnen nun der Kardinal, eine inzwischen legendäre Märtyrerfigur des Widerstandes gegen den Kommunismus.

Die persönliche Integrität des Kardinals, seine Charakterfestigkeit, Geradlinigkeit, Entschlossenheit, sein Opfermut, seine unerschütterliche Treue zu Gott, Kirche und Vaterland lassen der kritischen Würdigung seines Verhaltens, zumindest existentiell, wenig Chancen. Welcher Kri-

tiker kann schon auch nur Analoges an Persönlichkeit und Schicksal hinter die eigenen Argumente setzen? Jeder kritische Ansatz wirkt beinahe belanglos in Anbetracht dieser Persönlichkeit, die nichts, keine Verleumdung, keine Folter, kein Gefängnis, keine Versuchung, auch nicht in höchster menschlicher Not und Erniedrigung, brechen konnte. So manche aber werden aus diesem fast-vollendeten Märtyrerleben ihre eigene Politik schmieden.

Doch wie dem auch sei, das Leben des Kardinals besteht nicht allein aus Abschnitten, die in den Erinnerungen zwischen S. 195 und 317 beschrieben sind, auch wenn diese Seiten nicht ohne Erschütterung gelesen werden können und tiefste Achtung und unbedingte Solidarität abverlangen. Das Buch ist überhaupt zu wichtig, als daß es der pathetischen Begeisterung bedingungsloser Anhänger anheimgestellt werden dürfte. Es ist deswegen wohl legitim, die Bedenken zu nennen, zu denen es herausfordert. Hier seien nur einige angedeutet.

Zwischen 1945 und heute

Das erste Bedenken betrifft das Bild des Kardinals vom ideologischen Gegner. Daß die „progressiven“, die „sogenannten fortschrittlichen Katholiken“ nicht seine Freunde sind, ist verständlich. Mit Befremden aber nimmt man zur Kenntnis, daß er diese Begriffe aus dem stalinistischen Vokabular übernimmt und etwa achtmal verwendet, ohne im geringsten zu beachten, daß etwa zwischen stalinistischen Mitläufern und Katholiken des „aggiornamento“ doch erhebliche Unterschiede bestehen. Daß er zwischen Kommunisten keinen Unterschied macht, ist zwar erklärlich aus seiner Erfahrung, das hilft aber denen kaum weiter, die mit dem zeitgenössischen Kommunismus leben und sich mit ihm auseinandersetzen müssen. Eine äußerst strenge und prinzipielle Denkweise hindert ihn, Änderungen wahrzunehmen, z. B. in der Lebenssituation der Bauern in Ungarn durch Bodenreform und Kolchosisierung, die heute gerechterweise anders gewertet werden müssen als 1949 oder 1959. Für viele Angehörige des Landvolkes haben diese, gefördert freilich durch die allgemeine technische Entwicklung und trotz des ursprünglich starken, inzwischen etwas gemilderten Drucks des Systems, einen Lebensstandard ermöglicht, an den im Königreich Ungarn nicht einmal gedacht werden konnte. Und Änderungen überhaupt, die, ob sie nun gut oder schlecht sind, heute andere Fragen und Probleme aufwerfen, werden in den „Erinnerungen“ des Kardinals wenig zur Kenntnis genommen.

Das zweite betrifft das Bild von der Kirche seines Landes. Der eine Ansatz des Kardinals im marianischen Jahr 1947 war richtig. Nur die persönliche Vertiefung des Glaubens konnte und kann in Ungarn Religion und Kirche retten (186). Aus dem öffentlichen Leben planmäßig verdrängt und ihres einst so mächtigen Einflusses beraubt, muß die Kirche, vom atheistischen Staat bedrängt und behindert,

ihre Qualität anders — ohne große Vereine, Presse, Verlage, Institutionen, ohne Königreich und Parteien — unter Beweis stellen. Die großen Menschenmengen sind weg. Die Unterschiede zwischen gestern und heute sind zwar kaum meßbar. Aber die einst mächtige Kirche Ungarns, die stärkste Autorität und der größte Einflußfaktor im Lande seit über 900 Jahren, ist in einem halben Dezennium eine bescheidene Diasporakirche geworden. Man begreift, daß der letzte Fürstprimas angesichts seiner geistigen Herkunft und seines persönlichen Schicksals sich auf den erzwungenen Verlust an Öffentlichkeit nicht einstellen kann, und sei es auch nur, um die noch verbliebenen Chancen zu nutzen.

Inzwischen ist aber eine Generation, auch eine Priestergeneration, aufgewachsen, die diese „seine“ Kirche nicht mehr kennt und nur für die heutige lebt. Der Widerstandskampf des Primas und manche seiner Forderungen sind für diese Generation nur noch Geschichte. Sie hat die Probleme ihrer Zeit zu bewältigen, und diese kann sie mit den aus der Vergangenheit herübergeretteten Prinzipien allein weder angemessen reflektieren, geschweige denn lösen. Es ist wohl die größte Tragödie des Kardinals, daß diese Kirche, für die er alles hingab, ihn überholt hat und seiner Vorstellung nie entsprechen wird. Dasselbe erlebt aber jede Vatergestalt. Es ist die Geschichte, das Hinübergehen in der Zeit auf anderem Wege, wenn auch auf schlechterem, aber weiter — und der treue Veteran bleibt zurück an der Kreuzung mit Wehmut und Tränen. Schmerzhaft ist die „Abgeschlossenheit der totalen Verbannung“ (der letzte Satz der Erinnerungen, S. 413), aber der Papst — so meinen andere — hatte keine andere Wahl, wobei allerdings der Zeitpunkt seiner Absetzung (am 25. Jahrestag seiner Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus) nicht gerade für Feingefühl spricht und manchem zuwiderläuft, was wir im Katechismus lernten.

Nebenbei: Ist es ungerecht, wenn man feststellt, daß die vatikanische Ungarnpolitik auch ihrerseits die Situation verkennt; und wenn ihr z. B. vorgeworfen wird, sie neige dazu, die Mittelmäßigkeit der Kirchenleitung immer wieder zu quantifizieren, indem sie in erster Linie nur um die Erhaltung der hierarchischen Institutionen bemüht ist? So notwendig diese sind, die aus den privilegierten Verhältnissen entstandenen organisatorischen Strukturen der Großkirche Ungarns tragen den bescheidenen Verhältnissen von heute kaum Rechnung. Wenn manche den einstigen 30 Priesterseminariern nachtrauern, so sind die heutigen sechs leider auch schon zu viel an Quantität, aber zu wenig in der Waagschale der Qualität. Die Hälfte — mit dem Niveau der Theologischen Akademie in Budapest — wäre unter den gegebenen Umständen besser. Wenn je das Wort „Gesundshrimpung“ eine vernünftige Bedeutung hatte, dann jetzt für die ungarische Kirche. Die dringliche Aufgabe dieser Kirche und demnach der vatikanischen Politik würde darin bestehen, die vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen und den leidigen engen Wirkungs-

raum möglichst mit Qualität auszufüllen. Gottlob, genießen die acht katholischen Gymnasien hohes Ansehen im Lande.

Fehlte das diplomatische Pendant?

Das dritte betrifft die Einschätzung der ungarischen politisch-kirchlichen Situation nach dem Krieg durch den Kardinal. Ein Vierteljahrhundert Gefängnis und Verbannung sind ein erschütterndes Drama. Aber das Drama des Kardinals begann bereits früher. Es fing an, als Pius XII. angesichts des drohenden Kommunismus den stärksten und härtesten Mann an die Spitze der ungarischen Kirche stellen wollte, wahrscheinlich in der Meinung, den Kommunismus mit eisernem Widerstand aufhalten zu können. Möglich ist freilich auch, daß der Papst genau umgekehrt dachte und meinte, daß der antifaschistische Bischof, der von den Faschisten eingekerkert wurde, den Kommunisten am ehesten genehm sei und seine antifaschistische Vergangenheit bei Verhandlungen vorteilhaft veranschlagt werden könne. Auch das wäre eine Illusion gewesen: der Bischof von Veszprém war genauso auch antikommunistisch, und der Grund seiner damaligen Verhaftung wurde auch bald mit „Hamsterei“ ins „rechte“ ideologische Licht gerückt.

Sicherlich aber war sich der Papst darüber im klaren, welche außergewöhnlichen Kompetenzen das 900jährige Kronrecht, das immer noch gültig war, dem Fürstprimas von Ungarn einräumte. Jedenfalls wußte es der neue Fürstprimas sehr genau, als er nach seiner Wahl im September 1945 der provisorischen Regierung die Grußbotschaft erwiderte: „Besten Dank für die warmen Glückwünsche. Der erste staatsrechtliche Würdenträger des Landes steht seiner Heimat zu Diensten“ (S. 67).

Ungarn war eben Königreich, seit geraumer Zeit zwar ohne König, aber gerade darin wurzelte konkret die staatsrechtliche Kompetenz des Fürstprimas (vgl. S. 65 bis 69). Auch wenn er nur die Kirche retten wollte, mußte er nach seinem Standpunkt auch das Königreich retten, mit dem die Kirche seit 900 Jahren eng verflochten war. Dabei unterschätzte der neue Primas, daß dieses Königreich für die Nachkriegsungarn nur noch romantisch-patriotische Gefühle vermittelte und den Stoff für manches schöne Kirchenlied. Das Telegramm des Fürstprimas verhallte in einem luftleeren politischen Raum, war aber für das Ungarn der unmittelbaren Nachkriegszeit immerhin noch eine Herausforderung. Konsequenter im Sinne des Kronrechts plädierte der Primas gegen die Ausrufung der Republik, in der er den Vorboten des Kommunismus sah (S. 68). Das hatte zur Folge, daß er sich schon der ersten (noch) nichtkommunistischen Regierung entfremdete. Zugleich war es ihm gelungen, den Papst, der eine erkennbare Vorliebe für ihn hatte, zu überreden, keinen Nuntius nach Ungarn zu schicken und die Republik nicht anzuerkennen (S. 84—87). Als er im Jahre 1948 die Aufnahme

diplomatischer Beziehungen mit dem Vatikan von der kommunistischen Regierung forderte, war die letzte Chance bereits vertan.

Man kann darüber rätseln, was geworden wäre, wenn dem Primas, der in realistischer Selbsterkenntnis nie Politiker sein wollte, aber notgedrungen sein mußte, ein Diplomat von Format aus Rom beigelegt worden wäre. Seit Jahren kann man in Ungarn die Meinung hören, es hätten mit mehr diplomatischem Einsatz mehr Orden, Schulen und kirchliche Einrichtungen gerettet werden können. Wer die fanatisch-aggressive Politik von Rákosi kennt, wird allerdings ob solcher „Hoffnungen“ ziemliche Vorsicht walten lassen und wissen, daß auch ausdrückliche Verlautbarungen in diese Richtung nur geringen Realwert haben. Aber immerhin steht Polen, von den ungarischen Katholiken beneidet, als Beispiel dafür. Und vielleicht ist es kein reiner Zufall, daß der Kardinal in seinen Erinnerungen Polen nur einmal in einem Nebensatz erwähnt und sonst nur mit dem Schicksal der russisch-orthodoxen Kirche als Orientierungsmaßstab argumentiert (S. 179—186).

Man hat insgesamt auch nicht den Eindruck, daß der Primas „die Ideologie des Feindes“ sehr gut kannte. Er reduziert den kommunistischen Atheismus auf den „dialektischen Materialismus“, also auf eine fast rein spekulative Fragestellung und scheint zu übersehen, daß das kommunistische System weniger an religiösen Grundfragen interessiert ist als an der Kirche als gesellschaftlicher, politischer und historischer Kategorie. Und unter diesem Aspekt stellten nach dem Krieg auch Nichtkommunisten gewisse Fragen. Man ist deshalb etwas erstaunt zu hören, daß „Menschen mit Herz, die sich auf die Seite der Armen und Notleidenden stellen und eine gerechte gesellschaftliche Ordnung wünschen, unbeabsichtigt oft zu Handlangern der Kommunisten“ werden (S. 94).

Von Schwächen ist nicht die Rede

Das vierte Bedenken gilt dem Kirchen- und Sozialbegriff des Kardinals. Auch in diesen fließt viel Echo der Vergangenheit ein. Das ist vielfach belegt, z. B. auf S. 132, wo er vor zuviel Vertrauen in die Mündigkeit der Gläubigen warnt. „Wer die Tatsache der Wirklichkeit gemäß beurteilt, wird mit größter Vorsicht auf die ‚Mündigkeit‘ und Selbständigkeit der Gläubigen bauen.“ Darum muß der gute Seelenhirte überall präsent sein, auch in der Politik, denn „es wäre bestimmt ein Zeichen großer Schwäche, wollte man die oft so tiefgreifenden politischen und moralischen Entscheidungen allein dem oft irreführenden Gewissen der Gläubigen überlassen“ (S. 25). Man muß zwar dem Primas recht geben, wenn er um die Herde bangte, aber von Laien, von katholischen Politikern, die so manchen guten Seelenhirten an Fähigkeit um beträchtliches

übertrafen, berichtet das Buch kaum.

Mit dem hierarchisch-autoritären Kirchenbegriff ist ein starker paternalistischer Zug verbunden. Das mindert nicht seine Verdienste und den Einsatz seiner Persönlichkeit in der Fürsorge der anderen. Was er für die Juden, für die heimatvertriebenen Ungarn, für die ausgewiesenen Deutschen in Ungarn tat, war vorbildlich, mutig, imponierend (vgl. S. 31—32, 89—93). Der Primas war unerschrocken, wenn es um die leidenden Menschen ging, und nahm seine Verantwortung voll wahr. Das ist seine überragende Stärke. Kein Mensch wird ihm zu Recht nachsagen können, es sei ihm jemals um persönliche Macht gegangen. Nur die Last des anachronistischen Rechts des Fürstprimas hat er voll in Anspruch genommen, und die „anderen“, die warnenden Stimmen, beispielsweise aus verschiedenen Orden, gingen in der Euphorie unter.

Auch wird ihm keiner vorwerfen können, es gehe dem Kardinal nicht so sehr um Religion und Christentum wie um die gesellschaftliche Macht der Kirche. Es war die Last der tausendjährigen Geschichte, die beides verband, und er hat sich mit dieser Geschichte, die für ihn auch Gegenwart und Zukunft war, voll identifiziert. Er wollte die ungarische Feudalkirche in die Zukunft hinüberretten, aber gescheitert wäre er auch schon am modernen Staat. Was andere Kirchen schon im 19. Jahrhundert infolge Kulturkämpfe an Struktur, Konzeption, Mentalität hinter sich ließen, das hat die ungarische, reich an Rechten, Privilegien und Besitz, bis 1945 bewahrt. Eine große Erneuerung — die Vorbote tauchten schon nach Bischof Prohászak in den 30er Jahren auf — wäre nötig gewesen. Aber ohne kritisches Denken, ohne Entmythologisierung der ungarischen Geschichte ging das nicht. Der Fehler des Primas war es, daß er in dieser Geschichte die unantastbare Gegenwart und kategorische Zukunft sah und sieht, an der nichts zu rütteln ist.

„Von Fehlern und Schwächen“ wird in dem Band nicht viel gesagt, und Selbstkritik „dient zu oft nur den Interessen unserer erbittertsten Feinde“ (S. 128). „Wir werden nicht zulassen, daß jemand gegen unsere zweitausendjährige Mutter, die Kirche, und gegen unsere tausendjährige Mutter, das ungarische Heimatland, den Besen ergreift“ (S. 133). Als der Fürstprimas im September 1945 dies sagte, stand der Schreiber dieser Zeilen unter den zehntausend Jugendlichen vor der Basilika in Budapest, als kleiner katholischer Pfadfinder, auch er fest entschlossen, wie die anderen, zu verhindern, daß „jemand den Besen ergreift“. Spätestens heute, nach 29 Jahren, weiß man, daß dies bitter nötig gewesen wäre, aber damals tatsächlich schon zu spät war. Den Besen haben inzwischen andere ergriffen und kehrten auch mit Gewalt und wider alles Recht das aus, was für eine Kirche existenznotwendig ist, freilich mit dem, was längst fällig war. Es bleibt eine spekulative Frage, ob eine gegenwartsnähere Kirche größere Chancen gehabt hätte, die Prüfung zu bestehen. Die

damalige hatte jedenfalls keine, und es hätte nur darum gehen können, anstatt des prinzipiellen Maximums das zeitbedingte Optimum zu retten.

Ungarn ist reich an Helden und Mythen. Das stärkt vor allem den Willen. Viele werden das Buch des Kardinals mit diesen Gefühlen lesen. Andere werden daraus man-

ches lernen — auch umgekehrt, als es gemeint war. Und diese werden auch die Seite 289 öfters aufschlagen, weil dort die Geschichte der großen Traditionskirche Ungarns und ihres letzten Primas endet: „Ich lasse in deiner Mitte nur noch ein demütiges, bescheidenes Volk übrig, und beim Namen des Herrn wird Zuflucht finden der Rest Israels“ (Zef. 3, 21).
Árpád Horváth

Kirchliche Zeitfragen

Zwischen Weltkirche und Ortskirche

Die Vollversammlung der römischen Bischofssynode (II)

Die römische Bischofssynode hatte sich beim Thema Evangelisation für den induktiven Weg entschieden. Das Ergebnis der Beratungen sollten nicht gleichsam *more dogmatico* deduzierte Sätze über Inhalt, Wesen und Ziel der Evangelisation sein. Vielmehr wollte man aus dem im ersten Durchgang im Plenum und in den Sprachzirkeln gesammelten Informations- und Erfahrungsmaterial aus der Gesamt- und aus den Teilkirchen jene theologischen Themen herauschälen, die in diesem Informationsmaterial selbst angesprochen wurden und die für die heutige Situation der kirchlichen Verkündigung kennzeichnend sind. Daraus sollten dann in einem abschließenden dritten Schritt pastorale Leitlinien für das beabsichtigte Schlußdokument entwickelt werden.

Dieses Verfahren war bereits in den Vorbereitungspapieren, in den sog. „Lineamenta“ und im „Instrumentum laboris“ grundgelegt. Seine Verwirklichung stieß jedoch auf beträchtliche Schwierigkeiten. Einmal war das Thema zu breit. Zum zweiten waren die Erfahrungen in Ost und West, in Nord und Süd, in der Ersten, Zweiten und Dritten Welt also, zwischen den Ländern der Erst- und solchen der Nach- oder Neuevangelisation, zu unterschiedlich, als daß sie sich nach wenigen Wochen Diskussion und Reflexion in alleseits gültige und zugleich anpassungsfähige Handlungsweisungen hätten umsetzen lassen. Schließlich fehlte es dieser Synode trotz bemerkenswerter Diskussionsbeiträge im Plenum und in den Klein(Sprach-)zirkeln an theologischer Potenz, um die dargestellten Erfahrungen zu vertiefen. Und schlußendlich gab es nicht wenige Bischöfe — nicht zuletzt aus den jungen Kirchen der Dritten Welt —, die die unmittelbare Notwendigkeit theologischer Klärung gar nicht so sehr verspürten, und andere,

die sie von vornherein nicht für möglich hielten und sich deshalb mit Bestandsmitteilung und Bestandsaufnahme zufriedengaben.

Im Übergang zum Teil II: Wenig Chancen für eine theologische Antwort

Es fehlte allerdings nicht an Versuchen, das Thema theologisch und pastoral in den Griff zu bekommen. Bereits die Synthese des ersten Diskussionsabschnitts im Plenum, der sog. „Bericht Cordeiro“, eines der bemerkenswertesten Dokumente der ganzen Synode (vgl. HK, November 1974, 596), versuchte in ihrem ersten Abschnitt, für die weitere Diskussion theologisch-pastorale Grundlinien zu formulieren, und zwar im wesentlichen zu fünf Punkten: 1. Was ist unter Evangelisation zu verstehen? 2. Wie verhält sich die Evangelisation zum Dialog mit den anderen Religionen und Kulturen? 3. Wie sieht das Verhältnis von Volksreligiosität und persönlichem Glauben aus? 4. Wie verhält sich die Evangelisierung zur ganzheitlichen Entwicklung des Menschen? 5. Wie können wir heute Abständige und Nichtglaubende zur Kirche und zum Glauben führen?

Schon dieses Dokument begnügte sich (in diesem theologischen Teil) nicht damit, nur Fragen zu formulieren, sondern wollte bereits erste Antworten vorlegen. *Evangelisierung* wurde bestimmt als „die Proklamation der Frohbotschaft des Heils durch Worte, Taten und das Leben selbst an alle Menschen . . .“ Das Leben aus dem Glauben und das christliche Zeugnis würden zwar in sehr verschiedenen Lebenssituationen verwirklicht, die auch die Art